

Predigt von
Pastorin Lisa Tsang



StJacobi

23. August 2020
11. Sonntag nach Trinitatis
Predigttext: Lukas 18, 9-14

Gnade sei mit euch und Friede von dem der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

eine scheinbar einfache Geschichte, dieses Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner.
Je nachdem, können wir uns auf die eine oder andere Seite stellen und das war es dann.

Oder nicht?

Eigentlich fängt es schon damit an, dass es zu Jesu Zeit unwahrscheinlich war, dass ein Pharisäer, – also ein rechthgläubiger jüdischer Mann, der die Gebote so gut wie irgend möglich ernsthaft und konsequent befolgte – dass ein solcher Mann zur gleichen Zeit im Tempel war wie ein Zöllner.

Ein Zöllner hatte im Tempel nichts zu suchen, weil er so sündig und weit weg von Gott war wie nur möglich.

Er achtete die Gebote nicht.

Er bereicherte sich auf Kosten seiner Mitmenschen in unverschämter Weise.

Er kollaborierte mit den Besatzern, den Römern.

Nein, so einer ging nicht in den Tempel und hätte er es versucht, wäre er hochkant hinausgeflogen.

Damit also fängt diese unwahrscheinliche Geschichte an.

Beide, der Rechthgläubige und der Sünder, wenden sich an eine Adresse – Gott.

Das verbindet sie trotz aller Gegensätze.

Es ist eine gewisse Starre über die Deutungsgeschichte dieses Gleichnis gefallen im Laufe der Jahrhunderte:

Der Pharisäer wurde als selbstgefällig, überheblich geschildert.

Der Zöllner war der zerknirschte, demütige Zöllner im Angesicht Gottes.

Da wurde schnell klar, dass man lieber der Zöllner als der Pharisäer war.

Schauen wir einmal genauer hin:

Pharisäer waren damals eine Laienbewegung, zu der Männer mit verschiedenen Berufen gehörten: Handwerker, Bauern, Kaufleute.

Aufrechte, tüchtige, ehrliche, rechtschaffene Menschen, auf die Verlass war.

Sie zahlten ihre Steuern pünktlich, arbeiteten hart, lebten nicht auf Kosten anderer.

Und sie waren fromm, wollten Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.

Die Feiertage haben sie gehalten, versuchten, gottesfürchtig zu leben, ihren Glauben ernst zu nehmen.

Pharisäer waren der festen Überzeugung: wenn alle Menschen auch nur einen Tag Gottes Gebote hielten, dann würde der Messias kommen.

Die Sehnsucht nach ihm hat sie angespornt und so gingen sie mit gutem Beispiel voran.

Wenn ich dies alles weiß, ist es für mich ist nicht mehr so einfach Jesu Diktum zu akzeptieren:

„Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ (Lk 18,14)

Ich weiß nicht wie es Ihnen geht, aber ich versuche schon im Einklang mit den Regeln unserer Gesellschaft und unserer Frömmigkeit zu leben.

Bin durchaus überzeugt, dass es hilfreich ist für das Zusammenleben, wenn gemeinsame Verabredungen eingehalten werden.

Und ich ärgere mich, wie der Pharisäer, über Durchstechereien, Vorteilsnahme und Betrug zu Lasten der Gemeinschaft und denke von mir:

Das mache ich nicht.

Das Gleichnis ist keine moralische Geschichte.

Es so zu deuten, würde es völlig missverstehen.

Es geht Jesus nicht um die Gesellschaft, den Staat, ja, noch nicht mal die menschliche Gemeinschaft im Allgemeinen.

Es geht im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner nur um eines:

Wie stehst Du vor Gott, wenn Du betest?

Wer bist du dann?

Und das ist ein fundamentaler Unterschied zum Gedanken und der Perspektive „wie verhalte ich mich in der Welt als Bürgerin oder Bürger in diesem Staat“.

Vor Gott sind wir alle gleich.

Uns hilft keine Frömmigkeit oder Wohlverhalten um besser dazustehen.

Vor Gott – und darum geht es Jesus in dieser absichtlich sehr überzeichneten Gegenüberstellung – stehen wir alle ohne Verdienst dar.

Wir sind nur wir selbst.

Vor Gott zählt alles horizontale Vergleichen mit anderen nichts, egal, wie gut wir sonst gesellschaftlich abschneiden.

Gott interessiert sich nur für Dich selbst, ohne alle verhüllenden, vermeintlichen Verdienste.

Das ist unbehaglich, weil wir es nicht gewohnt sind.

Überall sonst zählt der Vergleich und ist wichtig.

Für manche ist er der Motor ihres gesamten Tuns.

Andere treibt er nur in wenigen Bereichen ihres Lebens an.

Auch wir Christinnen und Christen sind davon nicht frei.

Wer mag schon so nackt, so ohne alles, was uns sonst ausmacht, vor Gott sein?

Eine solche Haltung ist unangenehm und passt nicht zu unserer im übrigen Leben gültigen:

Leistungsstark, aktiv, zielorientiert und was uns noch so einfällt, um erfolgreiche Menschen zu beschreiben, so wollen wir sein und dafür strengen wir uns richtig an.

Es geht auch in diesem Gleichnis um die Horizontale und die Vertikale.

Es geht um Vergleichen untereinander und die daraus folgende Wertschätzung oder Abwertung.

Hätte der Pharisäer nur gesagt:

„Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme.“ (LK 18, 12), hätte er nur beschrieben, was er tut, um Gott nahe zu sein, dann wäre das noch in Ordnung gewesen.

Die Schiefelage kommt zustande, dass er vorher sagt:

„Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die anderen Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner.“

Durch einen horizontalen Vergleich mit anderen, will er sich vertikal erhöhen, sich besser machen als die, auf die er herabsieht.

Und meint, damit sei er Gott näher als die anderen, die er verachtet.

Der Pharisäer vergisst dabei:

Ich bin, genau wie die von mir Verachteten, ein Mensch vor Gott, den keine Frömmigkeit täuschen kann oder wie es das Kirchenlied sagt:

„Ob reich, ob arm,
dich irrt kein Kleid,
du weißt die Not der Herzen.
Ach Herr, vor dir ist keiner reich
Und keiner los und ledig.“ (EG 224, 1+2)

Noch ein anderer Gedanke ist mir beim Nachdenken über dieses Gleichnis gekommen, den ich mit Ihnen teilen möchte:

Was, wenn die beiden beschriebenen Extreme nur zwei Seiten eines Menschen sind?

Dass ich zuweilen wie der Pharisäer denke und mich vor Gott hinstelle und meine, er müsse mich dafür loben, dass ich eine gute Bürgerin sei und eine fromme Christin.

Dass mich dieses moralisch wertvolle Tun Gott nahe sein lässt, auf jeden Fall aber näher als die, die es nicht tun.

Und dann gibt es die Zeiten, in denen ich sehe, was ich alles nicht vermag.

Wo ich zu kurz gesprungen bin, zu wenig getan, ja, vielleicht sogar anderen geschadet habe.

Zeiten, in denen, wenn ich ehrlich bin, die eigene Haltung nicht tadellos ist.

Und ich stehe vor Gott und habe nichts vorzuweisen als die Bitte: Gott, sei mir Sünderin gnädig.

Ich glaube, wir sind in unserem Leben und Glauben beides, Pharisäer und Zöllner.

Es gibt ein anderes Gleichnis, das uns helfen mag mit dieser schwer auszuhaltenden Ambivalenz umzugehen:

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Dort kommt der eine Sohn zurück zum Vater nach langen Jahren, in denen er zunächst das Erbe verprasst hat, arm und abgerissen.

Sein Bruder, der alle Jahre beim Vater geblieben ist, dort treu und fleißig gearbeitet hat, ärgert sich sehr darüber, dass der Vater diesen Verlierer wieder aufnimmt.

Sogar wie einen Ehrengast behandelt er ihn.

Und der Vater sagt zu ihm:

„Mein Sohn, du bist allezeit bei mir und alles, was mein ist, das ist dein.

Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden. (Lk 15, 31b.32)

Wenn wir wieder mal im Pharisäer-Modus sind, und uns ärgern über die, die sich nicht an die Regeln halten oder nicht zu uns in die Kirche finden, dann erinnern wir uns vielleicht an diese Sätze des Vaters.

Sie gelten auch, wenn wir im Zöllner-Modus vor Gott treten:

Gott freut sich über jede und jeden, der sich ehrlich vor ihn stellt und von Gott alles erwartet.

Dann kann Gott auch alles schenken, was er mit vollen Händen für uns bereithält und geben möchte.

Wir dürfen uns freuen, wenn wir aktive Teile einer Gemeinschaft sind und unseren Beitrag leisten können für eine gerechte Gesellschaft.

Es ist gut, Recht und Unrecht aktiv zu unterscheiden und sich zu bemühen, dass diese Welt für alle ein guter Ort zum Leben ist.

Aber wenn wir es tun, um uns besser zu fühlen als unsere Nachbarin, dann gerät alles in eine Schiefelage.

Die Lehre aus dem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner für mich ist:

Sie wohnen beide in meinem Herzen.

Ich kann Gott bitten, dass er mich das erkennen lässt.

Dass er mir hilft, mich in meinem Menschsein zu sehen und zu lieben, so wie er es schon getan hat und noch tut.

Nie werde ich sein wie Gott und muss es auch nicht versuchen.

Aber immer kann mir Gott helfen, meinen Mitmenschen als genauso geliebt und angenommen zu begreifen wie mich selbst.

Diese Selbsterkenntnis, als Mensch in aller Bedürftigkeit und Unvollkommenheit vor Gott zu stehen und auf ihn angewiesen zu sein, bewegt ihn, uns liebevoll an sein Herz zu ziehen.

Er richtet uns auf und verleiht uns damit die Würde, seine Kinder zu sein und seine Nähe zu spüren.

Der abwertende Vergleich weicht dann einer Achtsamkeit gegenüber dem anderen Menschen und mir selbst.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.